Der Rache getreu!

Eine Episode aus den Farmerkämpfen mit den Sioux-Indianern,

erzählt von **E. Graef.**

Einleitung.

Es ist dem Leser bekannt, daß die Ureinwohner der weiten Wälder und Prairien Nordamerikas, die Indianer, nachdem sie von den eingewanderten Bleichgesichtern immer weiter und weiter zurückgedrängt waren und wo sie sich auch neu ansiedelten, immer wieder vertrieben wurden. Um endlich Ruhe zu gewinnen, ließen sich die Indianer bereit finden, ihr Land gegen eine mäßige jährliche Abgabe der Regierung abzutreten und behielten sich nur einen verhältnißmäßig kleinen Raum vor, welcher ihnen von der Regierung auch überlassen wurde, die sogenannten Reservationen. Diese Reservationen wurden von der Regierung ernannten Kommissaren unterstellt. Die Kommissare hatten den Auftrag, Uebergriffe der Indianer gegen die im Lande angesiedelten Kolonisten möglichst zu verhüten und, wo solche trotzdem vorkamen, strafend einzuschreiten. Andererseits aber auch hatten sie die Pflicht, eventuelle Wünsche und Bedürfnisse der Indianer anzuhören, dieselben innerhalb eines bestimmten Rahmens zu gewähren und auch die von der Regierung ihnen überwiesenen Renten für die Abtretung des Landes an die Indianer abzuführen. Durch diesen fortgesetzten Verkehr mit den Kommissaren faßten die Indianer ein gewisses Zutrauen zu denselben. Aber ein großer Theil dieser Agenten der Regierung benutzte das in sie gesetzte Vertrauen, um nach allen Seiten hin zu betrügen und sich selbst zu bereichern. Die wohlbegründeten Bedürfnisse der Indianer wurden von den Agenten an die Regierung weiter gemeldet, diese zahlte Summen über Summen an die Agenten zur Befriedigung der verschiedenen Wünsche, sie zahlte regelmäßig die Renten aus, aber ein großer Theil der Gelder floß in die weiten Taschen dieser Betrüger. Mit leeren Redensarten wurden die Indianer von ihnen hingehalten und mit Ausflüchten aller Art ihr Drängen beschwichtigt, aber die ihnen zustehenden Gelder wurden nicht gezahlt. Die Indianer, welche die weiten Flächen ihres Landes hingegeben hatten und auf einen unbedeutenden kleinen Raum angewiesen waren, der ihnen, ohne den Zuschuß von der Regierung, den Lebensunterhalt nicht bieten konnte, litten bitteren Mangel. Lange und geduldig ertrugen sie denselben. Endlich aber, als kein anderer Ausweg mehr blieb, schritten sie zur Selbsthilfe.

Neu-Ulm, eine der blühendsten Städte im Staate Minnesota, wurde während des Kampfes von den Indianern in Brand gesteckt und beinahe zweihundert Häuser, in welchen bisher Glück, Wohlstand und Zufriedenheit geherrscht hatten, wurden in einer Nacht ein Raub der Flammen. Viele der in der Wildniß angesiedelt gewesenen Kolonisten, welche die Indianer von ihrer Scholle vertrieben hatten, flüchteten nach Neu-Ulm. Hier lernten sich auch die Helden der nachstehenden Erzählung kennen.

Der Verfasser.

Die Kolonisten.

Die Sonne neigte sich ihrem Untergange entgegen. Ueber die ausgetrocknete, pfadlose Prairie zogen zwei schwer bepackte Wagen. Die vor jeden Wagen gespannten vier starken Zugochsen schleppten nur noch mühsam ihre Last vorwärts, ein Zeichen, daß sie heute bereits ein tüchtiges Stück Weges zurückgelegt haben mochten.

Es ist bereits zu dunkel unter der Plane, welche über die Wagen gespannt ist, als daß wir noch einen Blick darunter werfen könnten. Wir sehen nur noch, daß bei dem ersten Gefährt unter der halbkreisförmigen Oeffnung ein Mann mit schneeweißem Haar und Bart sitzt, der durch Peitschenschlag und lauten Zuruf seine ermüdeten Zugthiere anzutreiben sucht. In gleicher Weise bemüht sich auch der Führer des zweiten Wagens, ein noch junger Mann, den man auf den ersten Blick nicht über den Anfang der zwanziger Jahre hinaus schätzt, um nicht zu weit hinter dem vorausfahrenden Wagen zurückzubleiben.

So sehr er sich aber auch durch aufmunternde Worte abmüht und obwohl der Jüngling mit seiner langen Peitsche eine eindringliche Sprache auf Rücken und Lenden seiner Zugochsen wirken läßt, muß er doch einsehen, daß ihre Kräfte derselben für heute gänzlich erschöpft seien.

„Wir müssen anhalten, Vater!" ruft der junge Mann laut dem ersten Wagen zu, „meine Thiere gehen keinen Schritt weiter und wir würden es vielleicht zu bereuen haben, wollten wir sie nutzlos über Gebühr anstrengen."

„Mag sein," kam die Antwort vom ersten Wagen, während gleichzeitig ein kurzer Zuruf die Ochsen zum Anhalten veranlaßte und der Alte von dem bisher innegehabten Sitz herunter kletterte.

„Mag sein," wiederholte er, als er sich nun dem zweiten Wagen näherte und die Zugthiere mit prüfendem Blick musterte. Das Ergebniß schien ihn aber zu befriedigen, denn er nickte nur leise mit dem Kopf und klätschte mit der flachen Hand dem ihm zunächst befindlichen Ochsen laut schallend auf den feisten Nacken.

„Ich bemerkte es auch schon seit geraumer Zeit, daß wir nicht mehr weit kommen würden," fuhr der Alte dann fort. „Es ist übrigens auch einerlei, ob wir nochmals eine Nacht hier auf der Prairie verbringen. Wir erreichen dann morgen bereits mit dem Frühesten unser Ziel, den Urwald. So wollen wir also heute hier bleiben. Fahre deinen Wagen heran und stränge die Ochsen ab."

Schweigend nickte der junge Mann, während der Alte zu seinem Wagen zurückkehrte und diesen in eine Stellung brachte, in welcher er für die Nacht verbleiben sollte. Kaum war dies geschehen, als auch der zweite Wagen herangeschleppt und zum ersten in einem spitzen Winkel aufgestellt wurde; durch Ueberwerfen der Plane wurde die noch freigebliebene kleine Oeffnung verdeckt und so auf der unermeßlich weiten Prairie ein Raum abgetheilt, in welchem sich die Kolonisten, mit welchen wir es hier zu thun haben, vollkommen sicher fühlen mochten.

Sobald die Wagen in ihre richtige Stellung gebracht waren, wurde es unter der Plane des Gefährtes, welches der Alte geführt hatte, lebendig. Ein junges Mädchen von höchstens achtzehn Jahren, beladen mit allerlei Kochgeschirr, sprang lebhaft und leicht vom Wagen herunter, legte ihr Geschirr an die Erde und hob nun ihre kleine Schwester, ein Pind von nicht mehr als sechs bis sieben Jahren, ebenfalls herunter.

Während die beiden Mädchen sich daran machten, für sich und die Männer das Abendbrod zu bereiten, waren diese damit beschäftigt, die Ochsen an langen Seilen an die Wagen zu binden, um diesen zu erlauben, das überall üppig wachsende Gras abzuweiden. Ein großer Bottich wurde aufgestellt und aus mitgebrachten Schläuchen mit Wasser versehen, um das Vieh zu tränken, dann endlich konnten sich die Männer an dem lustig flackernden Feuer ebenfalls zur wohlverdienten Ruhe niederlassen.

Bald war auch das von den Mädchen inzwischen zubereitete einfache Abendbrod verzehrt und gleich darauf zogen sich dieselben wieder ins Innere des Wagens zurück.

„Es ist doch gut, daß wir unsere arme Mutter nicht solchen Strapazen aussetzen müssen, wie wir sie die letzten Tage ausgestanden haben," wandte sich der junge Mann an seinen Vater, der bisher schweigend am Feuer gesessen hatte. „Ihre schwachen Kräfte würden wohl kaum bis hierher Stand gehalten haben."

„Gewiß, Max," antwortete der Alte. „Ich hätte nie geglaubt, daß wir noch einmal die Scholle, auf der wir ein halbes Menschenalter zugebracht haben, würden verlassen müssen. Nie hätte ich geglaubt, daß ich noch einmal, wie in meinen jungen Jahren, mit Sack und Pack würde über die Prairie wandern müssen. Alles, was in langen Jahren durch Arbeit, Entbehrung und Gefahren mühsam erworben, ist uns in einer einzigen Nacht verloren gegangen und wir sind gezwungen, wieder von neuem zu beginnen."

„Laß es gut sein, Vater, die Klagen um das, was dahin ist, helfen uns nicht. Bedenke, daß andere, die wir gesehen und gesprochen haben, weit schlimmer daran sind, als wir. Wie viele haben durch den Aufstand der Indianer alles verloren, was sie besaßen, ihre Familien, Wohlstand und Obdach, und daß ihnen nicht einmal so viel geblieben ist, um überhaupt wieder das gewohnte Leben zu beginnen und sich neu einzurichten."

„Ja, es ist vielen schlimmer ergangen, als uns," versetzte der Alte mit schwerem Seufzer, „obwohl der Verlust einer braven Frau und guten Mutter —"

„Hänge nicht wieder diesem Gedanken nach, Vater," unterbrach Max den Alten. „Laß uns lieber von der Zukunft reden. Vorläufig hast du uns ja noch, und wir drei Kinder werden dir treulich helfen, neu zu beginnen. Du sollst einmal sehen, wie schnell wir uns unsere Ansiedelung wieder aufgebaut haben, und dieses Mal werden wir Vorkehrungen treffen, daß uns die rothen Halunken nicht wieder über den Hals kommen."

„Mich freut die gute Zuversicht, die du besitzest, mein Junge. Ich wünsche nur, ich könnte sie theilen. Aber ich will dir mit meinen Bedenken deine frohen Hoffnungen nicht rauben, denn —"

„Das gelingt dir auch nicht, Vater. Ich kann nicht einsehen, warum uns das Unglück weiter verfolgen soll, nachdem es einmal bei uns eingekehrt war. Wie weit haben wir noch bis zu der Stelle, die du für die Ansiedelung ausersehen hast?"

(Fortsetzung folgt.)

.....Die.....
Ansiedler in Transvaal.

Erzählung von **B. Anders.**

(11. Fortsetzung und Schluß.)

Da trachte Neufelds Büchse. Der Büffel sank in die Kniee, doch im nächsten Augenblick stand er schn wieder auf den Beinen und schickte sich an, die Verfolgung seiner Feinde und Widersacher wieder aufzunehmen. Da erschienen Kastor und Pollux auf dem Kampfplatze. Mit Ungestüm warfen sich die großen Hunde auf das rasende Thier, dessen Wuth mit jedem Augenblick zunahm und dessen Nüstern mit Schaum und Blut bedeckt waren.

Die wohldressirten Hunde hüteten sich, den Gegner von vorne anzugreifen. Sie bissen ihn in die Weichen, hingen sich an seine Fersen und zwangen ihn, von der Verfolgung der Jäger abzulassen. Und nun entspann sich zwischen den drei Thieren ein Kampf auf Leben und Tod. Der Büffel raste wie unsinnig im Kreise herum, durchfurchte mit seinen gewaltigen Hörnern den Boden, warf große Rasenstücke in die Luft empor und wälzte sich zeitweise auf der Rasendecke, um die hartnäckigen Feinde, die nicht von ihm ablassen wollten, von sich abzuschütteln, was ihm aber nicht gelang.

Neufeld und seine Freunde sahen diesem aufregenden Kampfe mit lebhaftem Interesse zu. Handelnd eingreifen durften sie nicht; denn jeder Schuß auf den Büffel abgefeuert, konnte die tapferen Hunde verletzen oder gar tödten. Da plötzlich veränderte sich wie mit einem Zauberstabe die ganze Situation auf eine die Jäger geradezu verblüffende Weise.

„Groot Nyana!" klang es ängstlich von der Stelle des Waldes her, auf welcher die drei schwarzen Diener mit den Pferden verweilten, und dann rauschten die Büsche und knackte das Gezweig, als stürme ein ganzes Rudel wilder Thiere heran.

„Ein Löwe!" rief Jakobus erschrocken und wich unwillkürlich ein paar Schritte zurück. Er hatte nicht Zeit, weitere Bemerkungen zu machen; denn die Bestie rannte hart an ihm vorüber, raste den Abhang hinab und sprang mit einem gewaltigen Satz auf den Rücken des Büffels, seine Krallen tief in das Fleisch des Thieres einschlagend.

Der plötzliche Angriff des Wüstenkönigs kam beiden streitenden Parteien höchst überraschend. Kastor und Pollux heulten laut auf, fuhren entsetzt zurück und liefen dann mit zurückgelegten Ohren und eingezogenem Schwanze davon. Der Büffel war nicht minder erschrocken über den Tausch der Gegner. Er sprang nach rechts, nach links, bäumte sich und schlug hinten aus; aber der Reiter saß fest im Sattel und machte auch keine Anstalten, den luftigen Sitz zu verlassen.

„Der Stier ist verloren!" sagte Niven zu seinem Freunde Neufeld.

„Anscheinend ja und obendrein ist der Büffel verwundet. Die Wuth, die er verspürt, stählt seine Kräfte und läßt ihn alle Schmerzen vergessen. Gelingt es ihm aber, den Löwen abzuschütteln, dann bleibt er Sieger in dem Kampfe!" —

Mochte der Löwe seine Krallen zu lockern versucht oder gar die Balance verloren haben, genug er kugelte von dem Rücken des Büffels herunter und fiel zur Erde herab. Dieser Umstand entschied über sein Geschick. Blitzschnell sprang der Stier auf ihn zu, durchbohrte ihn mit seinen Hörnern und schleuderte ihn hoch in die Luft hinaus. Wohl fiel der Löwe auf seine Füße zurück; aber den schnell aufeinander folgenden Stößen seines Gegners vermochte er keinen entschiedenen Widerstand mehr zu leisten. Er stieß ein heiseres Gebrüll aus, welches schließlich nach Katzenart in ein klägliches Miauen überging. Der König der Thiere war besiegt.

Aber jetzt erst zeigte sich die rohe, unbändige Natur des Büffels. Wieder und immer wieder machte er sich mit dem zuckenden Opfer zu schaffen, durchbohrte es mit den Hörnern, trat mit den Hufen darauf herum, zerquetschte und zermalmte es mit seinen Knieen, trabte dann eine kurze Strecke fort, um sofort wieder zurückzukehren und das alte Spiel aufs neue zu beginnen.

„Entsetzlich!" sagte Richard.

„Das ist der Charakter des afrikanischen Büffels!" entgegnete Neufeld. „Er kämpft mit allen ihm zu Gebote stehenden Waffen gegen den Feind, auch wenn dieser größer und stärker sein sollte, als er. Der Löwe zeigt da bisweilen einen Anflug von Großmuth, — nicht aber der Büffel: Er kennt kein Mitleid und kein Erbarmen; er tödtet nicht nur, — er vernichtet in seiner unzähmbaren Wuth den Gegner, zerquetscht, zerfleischt und zerreißt ihn und zerstampft ihn schließlich zu Brei!"

Der Büffel umkreiste noch einmal sein Opfer, ging hierauf der Reihe nach zu den todten Kühen, beroch sie und trabte dann endlich, leise vor sich hin brummend, dem gegenüberliegenden Walde zu, unter dessen Bäumen er verschwand.

Unsere Freunde ließen ihn ruhig ziehen. Sie behandelten den Büffel mit einer gewissen Achtung; denn er hatte sich trotz seiner Verwundung gegen einen überlegenen Feind tapfer gezeigt und nach dem Kampfe noch eine Elastiçität entwickelt, die Bewunderung erregen mußte.

Eine halbe Stunde später kamen die Wagen in Sicht und die Freude der Neger war groß, als sie nun wieder vollauf Fleisch besaßen.

13. Kapitel.

Rückkehr nach der Heimath — Hochzeit.

Unsere Freunde zogen noch einige Wochen in König Kamas Jagdgründen umher, schossen Elephanten, Giraffen, Zebras und andere vornehme Thiergattungen und statteten zum Schlusse der schwarzen Majestät in seiner Hauptstadt einen Abschiedsbesuch ab.

Neufeld dankte dem äußerst liebenswürdigen Kama für die freundliche Aufnahme in seinem Lande und überreichte ihm und den hohen Würdenträgern seines Reichs noch ansehnliche Geschenke, darunter einige Päckchen des vielbegehrten Schnupftabaks und auch ein Fäßchen Branntwein, bei dessen Anblick alle Hofbeamten ein behagliches Schnalzen hören ließen.

Jambo, der nun seit Wochen Freud' und Leid mit den Weißen getheilt hatte, war tief betrübt über die Trennung von den Mynheers und Massas. Er wurde beim Abschiede zwar reich mit Geschenken aller Art bedacht; aber ein Stück Sehnsucht nach dem freien, ungezügelten Leben, das er soeben mit durchgekostet, blieb doch in seinem Herzen zurück und er wäre wohl gerne mitgezogen, als die Karawane zwei Tage später die Residenz des Königs verließ und nach Süden wanderte. —

Unsere Freunde berührten auf der Heimreise die Goldstadt nicht mehr. Wohl hätten sie das Erbe Meirings heben können; aber sie verzichteten auf Schätze, an denen Unrecht und Sünde klebten.

Endlich, endlich waren die letzten Berge erreicht, welche die Nivensche Farm umschlossen und nun hielten wie auf Kommando die vier Reiter und blickten mit seltsam bewegten Gefühlen auf die noch blühenden Fluren der lieben theuren Heimath, die ihnen jetzt, nach so langer Abwesenheit, noch viel, viel schöner vorkam als früher.

Richard fühlte, wie ihm das Herz klopfte. Da unten zu seinen Füßen lag das alte, liebe Burenhaus, in welchem er bis jetzt nur frohe, glückliche Tage verlebte und in welchem er allseitige, unerschöpfliche Liebe genoß. — Fleißige schwarze Hände regten sich da unten im Thal, und zwischen den rührigen Arbeitern hindurch trabte hoch zu Roß ein Weißer, — es war Joseph.

Da erklang von dem Wohnhause her ein jubelnder Ruf und dann kam, tief auf den Hals ihres galoppirenden Pferdes geneigt, Marianne heran. Ihre Wangen glühten, ihre Lippen lächelten und aus ihren Augensternen strahlten Glück und Freude. „Willkommen in der Heimath, Ihr Lieben!" rief sie schon von weitem, und dann wollte das Begrüßen kein Ende nehmen. Das schöne Mädchen glitt aus einem Arm in den andern; aber an der Brust des überglücklichen Vaters, der seinen Liebling nun wieder hatte, ruhte sie am längsten. — Und dann kam auch der Joseph herangesprengt und der Jubel und das Händedrücken begann von neuem.

„Zu Hause ist es doch am behaglichsten und schönsten!" erklärte Niven lächelnd. „Ich glaube, ich werde niemals wieder Lust verspüren, mit den wilden Thieren im Norden um die Herrschaft zu ringen!"

Marianne warf ihrem sonnengebräunten Cousin einen schelmischen Blick zu. „Und du, Richard?" fragte sie.

„Ich mach's wie der Oheim und bleibe vorläufig zu Hause!" entgegnete dieser. „Wenn aber Freund Neufeld im nächsten Jahre wieder eine Jagdreise unternimmt, dann bleibe ich selbstverständlich nicht zurück."

„Damit dir auch so ein Löwöe auf den Rücken springt, wie damals dem wilden Stier!" meinte Jakobus launig.

„Ja, Miß, da oben im Norden viel böse Geschöpfe sein!" erlaubte sich hier Wakumbi einzuflechten. „Büffel, Panther, Löwen und schreckliche Puffottern hinter jedem Busch lauern und alles zerreißen und fressen, was in ihre Nähe kommt!"

— — — — — — — — — — — —

Ein Jahr war vergangen. Der Frühling kam wieder nach Transvaal und schmückte Feld und Wald, Berg und Thal mit seltener Pracht.

Auf einem kleinen baumumkränzten Hügel in der Nähe des Nivenschen Wohnhauses standen Marianne und Richard innig aneinandergelehnt, — er im schwarzen Anzuge und sie im schneeigen Gewande mit Myrte und Brautschleier. Vor zwei Stunden hatte des Priesters Hand beide ehelich verbunden und nun war das junge Paar aus dem dumpfen Hochzeitshause hierher geflüchtet in die Stille und Einsamkeit der Natur. — Von der Farm herauf ertönte die Konzertina eines Kaffernnegers und der Jubelruf der tanzenden Paare. Man sah von hier oben aus das muntere Leben und Treiben der vielen Gäste und das Her- und Hinmarschiren der schwarzen Dienerschaft. Auch die alte Molli fehlte nicht auf dem Hochzeitsbilde. Die alte, treue Seele war überglücklich und bildete sich ein, ohne ihre Kochkunst könne keine fröhliche Stimmung in der Gesellschaft aufkommen. —

„Wer das gewußt hätte vor einem Jahre, Richard?" sagte Marianne und schlang beide Arme um den Hals des geliebten Mannes. „Damals kamst du plötzlich ins Haus geschneit und nun sind wir Mann und Frau!"

„O ich wußte es schon, meine Marianne!" rief Richard. „So wie ich in diese lieben, prächtigen Augen geschaut, war mir's klar, daß uns das Schicksal zusammengeführt, um uns zu vereinigen für Zeit und Ewigkeit!" Er küßte die frischen Lippen seiner jungen Gattin und sagte: „Denkst du noch an die Hochzeit im Hendrick'schen Hause, damals als wir unserm lieben Freunde Neufeld den ersten Besuch abstatteten? Die Gerdi saß mit vergrämten Gesichtszügen an der Tafel und ihr Gatte hielt sich zu seinen ehemaligen Jugendgenossen, rauchte und trank den Transvaaler Fusel, um zu vergessen, daß er eigentlich sechs Kühe zu wenig mit in die Ehe bekommen!"

„Ja ihm fehlte eben die Liebe!" entgegnete Marianne und sah glückselig zu ihrem Gatten auf. „Wo Geiz und Habgier mit ins Hochzeitshaus hineinfliegen, da giebt's keine gute, harmonische Ehe, — da giebt's nur Tage der Angst und des Kummers. — Gott sei Lob und Dank, der uns beide andere Herzen gegeben, — Herzen, die sich sehnen nach Hab' und Gut, nach Reichthum und Wohlstand, sondern nach dem Glück, welches nur einzig und allein die hingebende Liebe schafft!"

„Brav gesprochen!" rief hier eine Stimme und unter den hängenden Zweigen eines Baumes hervor trat Neufeld, gefolgt von dem strahlenden Ohm. „Wer so spricht," fuhr ersterer fort, der braucht nicht das Glück zu erbitten, — der besitzt es schon. — Unser Herrgott hat euch beiden ein Herz voll Liebe gegeben, sorgt dafür, daß diese Empfindung nie erlischt, dann wird euer Ehestand ein ewig sonniger und ewig grüner bleiben!"

„Das walte Gott!" fügte der Ohm gerührt hinzu und dann fügten sich vier Hände wie zum Gelöbniß ineinander.

Ende.

Der Zufall als Erfinder.

Von dem Apfel, dessen Fall Newton zur Entdeckung der Gravitation anregte, von dem Deckel, der durch den Wasserdampf gehoben, das Modell zur Dampfmaschine schuf, von den Linien, deren Gefüge vor Kekules Augen den Benzolring entstehen ließen — von solchen, historisch berühmt gewordenen Zufälligkeiten sei hier nicht die Rede. Ihre Wirkungen für die Wissenschaft waren unermeßlich groß. Bei ihnen, namentlich bei dem zum Weltruf gelangten physikalischen Apfel Newton's, sind Zufall und Folge so weit auseinander gerückt, daß der Zusammenhang vielleicht nicht ganz mit Unrecht angezweifelt wird.

Im Folgenden soll von drei Zufälligkeiten die Rede sein, die unmittelbar eine Wirkung auf die Technik, die Industrie oder die Wissenschaft ausübten.

In einer chemischen Fabrik beschäftigte man sich mit dem Einflusse des elektrischen Stromes auf gewisse Substanzen. Man elektrolysirte, das heißt, man zersetzte durch Elektrizität. So kann aus der schmutzigen, unscheibaren, von uns getretenen Erde, dem Aluminiumoxyd, das weiße, mit dem Silber an Glanz wetteifernde, schöne Metall Aluminium gewonnen werden. Auf diese Weise bereitet man seltenere Elemente, wie Chorm und Mangan, aus ihren häufiger vorkommenden Oxyden.

Bei einem solchen Prozesse passirte der elektrische Strom einmal ein Gemisch von Kalk und Kohle. Das Gemenge war dabei Nebensache. Vielleicht handelte es sich um die Reduktion des Kalkes zu Calcium, analog der des Aluminiumoxydes zu Aluminium.

Es entstand dabei ein festes Produkt. Ein Arbeiter erhielt den Auftrag, dieses als werthlos wegzuwerfen. Er that dieses und ließ die Masse zufällig in's Wasser hineinfallen. Sie fing sofort zu brausen und zu zischen an und eine Flamme schlug aus dem Wasser empor. Die Chemiker eilten herzu, wiederholten den Versuch, analysirten und — das Calcium-Carbid, das war jener als werthlose, wegzuwerfende Masse dem Arbeiter übergebene Körper, war entdeckt. Was man früher nur nebenbei betrieben, wurde jetzt Hauptzweck. Man erhitzte nun absichtlich Kalk und Kohle im elektrischen Flammenbogen; es entstand die Verbindung von Calcium und Kohlenstoff, das schon erwähnte Calcium-Carbid. Letzteres zersetzt sich mit Wasser in Kalk und Acetylen. Dieses macht einen Bestandtheil des Leuchtgases und bedingt dessen Leuchtkraft. Die Entdeckung erweckte sanguinische Hoffnungen, wie die völlige Umgestaltung des Beleuchtungswesens und die Ausführung kühner Synthesen. Ein Theil derselben verwirklichte sich thatsächlich.

Fraglos wäre man auf das Calcium Carbid auch später aufmerksam geworden, aber der Arbeiter, welcher es unversehens in's Wasser warf, hat seinen Siegeszug offenbar beschleunigt.

Vor Liebig glaubte man, die Erde diene den Pflanzen blos als Schüssel, in der sie sich festsetzen. Erst der große Chemiker wies nach, daß der Boden den Gewächsen mehr als ein bloßes Reservoir. Er zeigte, daß jede Pflanze dem Erdreiche eine bestimmte Menge mineralischer Stoffe entziehe. Was sie sonst zu ihrem Aufbau brauche, nimmt sie aus der Luft. Liebig folgerte daraus: man müsse dem Felde die Mineralbestandtheile, die man ihm durch die Ernten entziehe, künstlich wieder zuführen. Er veranlaßte den Soda-Fabrikanten Mußpratt in Liverpool, nach seiner Methode künstlichen Dünger herzustellen.

Allein dieser Dünger bewährte sich nicht und die Fabrik in Liverpool war gezwungen, ihre Arbeit einzustellen. Einen ganzen Feldzug mußten die „Stickstöffler" — so nannte man Liebig und seine Anhänger — unternehmen, um der Nothwendigkeit künstlicher Düngung Eingang zu verschaffen. Liebig siegte.

Bei der Suche nach Dungstoffen kam man auf den Peru-Guano. Nur schwer ließ sich der phosphorsaure Kalk, der hier zum großen Theile in unlöslicher Form vorhanden war, für den Acker nutzbar machen.

Da kam einmal eine havarirte Ladung solchen Guanos aus Peru nach Europa. Der Sturm hatte ihr so zugesetzt, daß man sie eigentlich schon verloren gab. Um sie auf Gyps und Phosphorsäure zu verarbeiten, namentlich aber, um ihr das Wasser zu entziehen, wurde dieselbe mit Schwefelsäure behandelt. In der That resultirte Gyps, welcher der Masse Wasser entzog, aber der größte Theil des unlöslichen phosphorsauren Kalkes war dabei gleichzeitig in löslichen phosphorsauren Kalk übergegangen. Dadurch war die Forderung erreicht, die Liebig später an den Dünger stellte, und deren Nichterfüllung die Liverpooler Fabrik früher zum Einstellen ihrer Arbeit gezwungen hatte.

So wies die verunglückte Waarenladung, oder vielmehr der Sturm, dem sie mit Noth entgangen war, den Weg zur rationellen Aufschließung der natürlichen Phosphate. Daraus entwickelte sich die große Industrie der Superphosphate, an welchen Deutschland allein vor einem Dezennium jährlich 400,000 Tonnen produzirte.

Im Jahre 1868 gelang den deutschen Chemikern C. Gräbe und C. Liebermann ein Meisterstück. Sie sonderten das Anthracen aus dem Steinkohlentheer ab und stellten daraus das Alizarin, der werthvollen Bestandtheil der Krappwurzel, künstlich dar. Damit war es zum ersten Male gelungen, einen Farbstoff aus dem Pflanzenreiche im Laboratorium synthetisch zu erzeugen. Das Heer der Chemiker stürzte sich auf diese lukrative Nachahmung der Natur. Dennoch dauerte es lange, bis dem Alizarin der Indigo folgte.

Seit der Mitte der sechziger Jahre war dieser Pflanzenfarbstoff von dem berühmten Münchener Chemiker Adolph Baeyer zum Gegenstand umfassender Untersuchungen gemacht worden. Es bedurfte einer fast zwanzigjährigen Forscherarbeit, bis die Konstitution dieser höchst komplizirten Verbindung enthüllt und ihre Synthese bewerkstelligt war. Für die praktische Verwendung wäre diese große Arbeit ohne nennenswerthen Erfolg gewesen, da die Indigopflanze den Farbstoff wohlfeiler lieferte als die chemische Fabrik — wenn nicht auch hier der Zufall sich der Wissenschaft geneigt erwiesen hätte.

In der großen badischen Anilin- und Sodafabrik in Ludwigshafen kochte man in einem Kessel Naphthalin und Schwefelsäure. Aus diesen beiden Substanzen bildet sich nämlich die Phtalsäure. Letztere ist eben zur künstlichen Erzeugung des Indigo nothwendig. Das Naphthalin und die Schwefelsäure wirkten nur sehr langsam aufeinander ein und es resultirte dabei auch nicht viel Phtalsäure. Darum war eben bisher die künstliche Erzeugung des Indigo eine kostspielige und langwierige Arbeit.

Ein Zufall bewerkstelligte nun im Handumdrehen, was so vielen Chemikern nicht geglückt war. Es sprang das im Kessel befindliche Thermometer und ergoß sein Quecksilber in die Mischung. Dieses wirkte als Katalysator und unter seinen Auspizien ging die Umwandlung in die Phtalsäure rasch von statten. Es bewirkte nämlich die Abgabe eines Theiles des Sauerstoffes der Schwefelsäure an das Naphthalin.

Das Quecksilber wirkt hier ähnlich wie das Platin bei der neuen Fabrikationsmethode der Schwefelsäure, dem sogenannten Kontaktverfahren.

Wollte der Zufall sich der Wissenschaft bald wieder hilfreich erweisen, so fehlte es ihm wahrlich nicht an Gelegenheiten. Wir können ihm da dringend die Klarlegung der Konstatution der Eiweißkörper, oder die künstliche Darstellung des Chinins zu seiner Bethätigung empfehlen.

„Räum' Dich, oder ich freß Dich," sagt der russische Bär zur Mandschurei.

* * *

Der Ofen ist ein Philantrop sondergleichen. Er erwärmt sich immer für andere.

* * *

Angesichts gewisser betrübender Ereignisse ist der Preis für eine Mitgliedschaft in der New Yorker Aktienbörse auf etwa $50,000 herabgegangen. Immerhin noch ein recht ansehnlicher Preis für das Privilegium, sich bankerott zu erklären.

* * *

„Wenn Sie wüßten, wie unentschlossen Grace ist, wohin sie die Hochzeitsreise machen soll."

„Wann soll denn die Heirath stattfinden?"

„Das ist noch nicht festgesetzt worden."

„Und wer ist der Bräutigam?"

„Auch dieses Detail muß noch festgesetzt werden, — aber die Ausstattung liegt schon bereit."